

achs zur Dekanatsstadt bedeutete. Der württembergische König bestätigte diese Ordnung durch Ernennung des Dekans zum „Geistlichen Rat“.

Verheiratet war Volz mit einer Tochter des Seniors Zell, die ihm sechs Kinder gebar. Eine der beiden Töchter heiratete wie erwähnt den letzten evangelischen Bürgermeister der Reichsstadt. Man sieht: der altwürttembergische Volz war mittlerweile ein richtiger Biberacher geworden, der es als selbstverständlich ansah, sich mit der Stadt zu identifizieren. Er starb hochbejahrt am 30. April 1829.

Pflug hat ihn zweimal porträtiert. Das umfanglichere Bild zeigt das Ovalbild des 77jährigen, umge-

ben von Genien und Sinnbildern christlicher Tugenden. Ansichten von Oberholzheim und Biberach bezeichnen die Stätten seiner Wirksamkeit. Die Umschrift nennt ihn „in Lehre und Wandel rühmlichst ausgezeichnet“. Das ist eine Würdigung seiner geistlichen Statur; aber auch die Geschichtsschreibung der Stadt hat ihm viel zu verdanken.

Anmerkung:

Die vorstehenden Porträtskizzen beruhen, was das 16. und 17. Jahrhundert anbetrifft, auf Daten und Auszügen, die Pfarrer i. R. Reinhold Mildenerger (Althütte; früher Attenweiler) aus seinen Vorarbeiten zum „Württembergischen Pfarrerbuch“ dem Verfasser in großzügigster Weise zur Verfügung gestellt hat.

Das letzte Biberacher reichsstädtische Gesangbuch

Von Dieter Buttschardt, Biberach

Als im Jahre 1802 Biberach durch den Frieden von Lunéville seine Reichsstadtherrlichkeit verlor, wurden die stolzen Bürger bald inne, daß das öffentliche Leben nun aus Unterwerfung und Huldigung zu bestehen hatte. Das neue Regime war daran gewöhnt, daß Untertanen „ordre parierten“, und sparte nicht an Demütigungen. J. B. Pflug hat uns in seinen Erinnerungen plastisch davon Zeugnis gegeben.

Am 22. November waren auch die Kirchen an der Reihe, ihre Ergebenheit unter Beweis zu stellen. Es galt, den Geburtstag des neuen Landesherren, „Ihrer hochfürstlichen Durchlaucht des Markgrafen Karl Friedrich von Baden“ im Rahmen von Gottesdiensten feierlich zu begehen. Die Katholiken scheinen zu dem befohlenen Anlaß nur gerade das Nötigste getan zu haben, während die Evangelischen eine gewisse Motivation darin sehen konnten, daß Karl Friedrich, um in der damaligen Ausdrucksweise zu sprechen, „ein Religionsverwandter“ war. Man hatte sogar etwas Besonderes parat: Wie der damalige Siechenprediger Mayer in seinem handschriftlich überlieferten Tagebuch berichtet, wurde an dem Festgottesdienst das neugeschaffene evangelische Gesangbuch offiziell in Gebrauch genommen. Paradoxe Situation: Diese „Christlichen Religionsgesänge“, von langer Hand für die reichsstädtischen Bürger und ihr Gemeinwesen vorbereitet, erschienen nun gerade recht zur Unterwerfung unter einen fernen Herrscher, den das Schicksal mit betäubender Plötzlichkeit über die Stadt gesetzt hatte. Pfarrer Mayer war geistesgegenwärtig genug, in dem Lied, das den Segen des Himmels auf die Obrigkeit herabflehte, das Wort „Kaiser“ durch den Ausdruck

„Fürsten“ zu ersetzen. Eigentlich ein unerhörter Vorgang: Noch regierte ja in diesem Jahr 1802 der Kaiser in Wien, noch hatte Franz II. die Krone des Heiligen Reiches nicht niedergelegt; nominell war immer noch er, nicht der badische Markgraf, die Obrigkeit. Die hurtige Textänderung im neuen Gesangbuch zeigt aber wie vieles an den damaligen Vorgängen, daß das alte Reich sich rasch seinem Ende zuneigte.

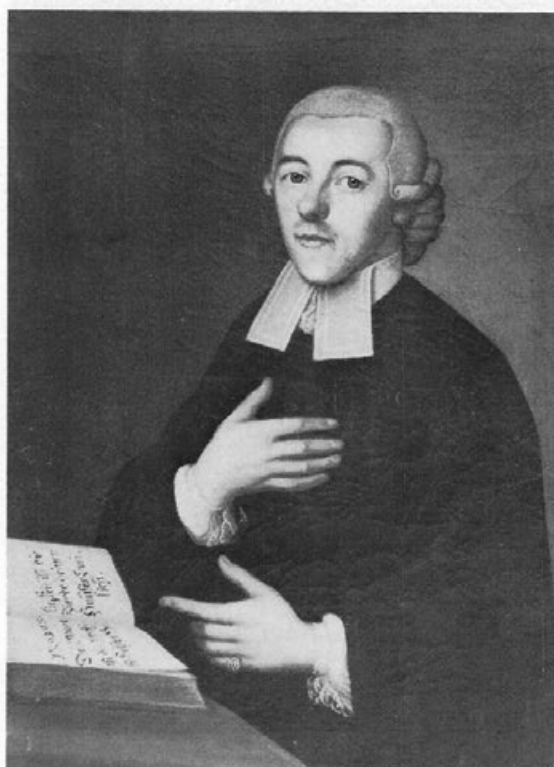
Das auf so merkwürdige Weise „eingeweihte“ Liederbuch ist aber nicht nur interessant als die letzte eigenständige kulturelle Tat der Reichsstadt Biberach. Ihm war es beschieden, die vielen gleichzeitig in Deutschland herausgebrachten und in gleicher Weise „aufgeklärten“ und „rationalistischen“ Gesangbücher um Jahrzehnte zu überleben – auch das württembergische. Noch 1833 erlebte die Biberacher Liedsammlung eine unveränderte zweite Auflage, die sich in den Haushalten unserer Stadt noch zu Dutzenden erhalten hat. Dies ist ein erstaunlicher Vorgang, wenn man bedenkt, daß rein vom Text her das Buch schon zu seiner Entstehungszeit als leicht überholt gelten mußte.

Aber es war eben wirklich etwas Besonderes, und zwar wegen seiner konsequenten musikalischen Grundlegung. Hier ließ Justin Heinrich Knecht, damals schon weitem berühmt, energisch seine Hand walten; hier verwirklichte er eine Art Programm; hier fand er den Ort, mit den von ihm geschaffenen Chormelodien das gottesdienstliche Leben nicht nur Biberachs entscheidend zu beeinflussen. Man wußte in Biberach durchaus um den Wert dieser Pionierarbeit. Das Honorar, das Knecht bekam, übertraf das der geistlichen Bearbeiter – es wurde übrigens spontan vom katholischen Teil der Bürgerschaft mitgetragen! Dafür verzeichnen dann auch

die Ratsprotokolle ausführlich die lobenden Rezensionen, die über das neue Gesangbuch einliefen. Es sollte durchaus ein Vorbild für andere sein und die Summe seiner Zeit ziehen. Typisch ist, daß Knechts Ausführungen im Vorwort doppelt so lang sind wie die der geistlichen Herausgeber.

Um es gleich zu sagen: Für einen modernen Biberacher Christen wäre das musikalische Gewand dieser beinahe 1000 Kirchenlieder erheblich vertrauter als die Texte und ihre Anordnung. Knecht war bei allem berechtigten Stolz auf die musikalische Entwicklung seiner Zeit tief überzeugt von dem Wert der überlieferten Choralmelodien. Ganz besonders schätzte er Martin Luther als ersten bedeutenden protestantischen Kirchenmusiker. So übernahm Knecht 150 Weisen aus dem alten Biberacher Gesangbuch von 1763 und einige Dutzend aus „anderen üblichen Choralbüchern“. Daß rund ein Drittel der Melodien ganz neu waren, bedeutete im rationalistischen Zeitalter nicht viel. Aber von diesen 97 neuen Kompositionen hat Knecht selbst allein 54 für das Gesangbuch „extra verfertigt“, und den Rest entnahm er dem fast gleichzeitig erschienenen württembergischen Choralbuch, an dem er selbst mit eigenen Werken ganz wesentlich beteiligt war. Von der ihm übertragenen Vollmacht hat der Biberacher Musikdirektor recht ausgiebig Gebrauch gemacht. Immerhin leben einige seiner Schöpfungen bis heute fort, darunter auch die Biberacher Nationalhymne „Rund um mich her ist alles Freude“, die im Notenband zum Gesangbuch erstmals in der heutigen Form vorgestellt wird. Es wird noch zu zeigen sein, daß das Vorherrschen eigener Melodien in Knechts Choralbuch durchaus nicht persönlicher Eitelkeit entspringt. Er wollte damit der erstrebten zeitgültigen Gestalt des Werkes dienen, zu der die Betonung des älteren Liedguts genau so gehört wie die Auswertung der Choralbücher von Augsburg, Halle oder der Sturm'schen „Geistlichen Gesänge“ (Hamburg 1781), die von keinem Geringeren als Philipp Emmanuel Bach bearbeitet worden waren. Knecht erläutert in seinem Vorwort sehr genau die Grundsätze, von denen er sich bei der Entscheidung über die musikalische Form der Choräle leiten ließ. Er geht davon aus, daß jede Melodie einen besonderen Stimmungscharakter besitzt. Dieser Stimmungscharakter fordert nicht nur die jeweils angemessene Art zu singen, er verlangt auch gebieterisch nach einem dazu passenden Text. Willkürliche Übertragungen von Texten und Melodien sind für Knecht ein Greuel. Undenkbar für ihn, eine weihnachtliche Melodie einem Begräbnistext zu unterlegen! Im Prinzip werden wir ihm Recht geben. Auch für unser Gefühl würde die Melodie „Geh aus mein Herz, und suche Freud“ nicht zu einem Bußlied passen. Aber die Verfeinerung, die Knecht betreibt, erscheint uns doch allzu theoretisch-vernünftelnd, ein

Prinzip zu Tode reitend. Es ist nur konsequent, daß Knecht für jede Melodie auch eine Singvorschrift erläßt. „Rund um mich her“ ist „munter und angenehm“ zu intonieren; „Ein feste Burg“ soll „voll Heldenmuts“ erklingen; andere Weisen wieder tragen den Vermerk „entschlossen“ oder „innig bitend“, oder auch „rührend“, „in sich selbst versenkt“ oder „mit inniger Empfindung“. Wie man indes „lehrreich“ oder „mahrend“ singen soll, bleibt Knechts Geheimnis. Jedenfalls war er auf diese Anweisungen sehr stolz, kein anderes deutsches Gesangbuch gebe solche Hilfen. Im Verlauf seiner Revision mußte er Dutzenden von Liedern die in seinen Augen unpassenden Weisen wegnehmen und dafür eigene, adäquate Melodien schaffen. Erstaunlich bleibt, daß er alle diese Kompositionen noch vor Aufnahme in das neue Choralbuch der zuständigen Deputation zur Begutachtung vorführte, und zwar durch einen vierstimmigen Chor „abgerichteter“ Sängerknaben (wohl seiner Alumnen). Dieser Chor hatte also innerhalb der fraglichen zwei Jahre über 60 neue Sätze zu lernen, und das in einer Zeit, die wahrhaftig nicht geruhsam war. Im Mai 1800 durchlebte die Stadt die schwersten Tage ihrer



Stadtpfarrer Abdias Hocheisen, Mitgestalter des Gesangbuchs von 1802. Ölbild unbekannter Hand im Besitz der evangelischen Kirchengemeinde.

Foto: Gallus

neueren Geschichte. In und um ihre Mauern wurde eine blutige Schlacht geschlagen; Einquartierungen und Kontributionen waren an der Tagesordnung. Knechts Vorsänger und Choristen müssen ungewöhnlich versiert gewesen sein; und seiner Gemeinde traute der Musikdirektor ohne weiteres zu, all die vielen Sachen willig zu akzeptieren. Er erklärt, diese Bereitschaft hätten sie schon beim vorhergehenden neuen Gesangbuch bewiesen; in Biberach sei es eben nicht so wie auswärts, „wo man sehr am Alten“ festhalte. Gegen Kritiker verteidigte sich Knecht mit dem Argument, auch Luther sei mit dem Lied- und Melodiegut so verfahren, wie es seine Zeit erforderte. Im übrigen sorgte Knecht dafür, daß sein wohlgeschulter Chor die Gottesdienstbesucher in fast systematischer Weise mit dem Neuen bekanntmache. Dabei sollten sich die Biberacher auch noch das Schreien abgewöhnen und mit Mäßigung singen „wie die Herrnhuter.“

War so die musikalische Neuorientierung des Gesangbuchs ganz ausgesprochen das Werk eines einzi-



Justin Heinrich Knecht. Stich von Schramm 1803

gen Mannes, so geht die Textauswahl auf die jahrelangen Vorarbeiten einer gemischten Kommission zurück. Die papierne Hinterlassenschaft dieses Ausschusses, die Protokolle, Abschriften, Korrespondenzen, wie sie sich im Evangelischen Archiv erhalten haben, gebieten Achtung vor der Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit unserer Väter. In der Vorbereitungszeit von 1794 bis 1801 absolvierte man nicht weniger als 100 Sitzungen! Entsprechend dem „gereinigten Religionsbegriff der Zeit“ (Vorwort) sollten die Liedertexte vor allem klar und verständlich sein. Man ließ sich nicht durch die schweren Zeiten beirren, betonte vielmehr, daß die Moralität des Kirchenvolks durch nichts besser erhalten werde als durch „nützliche“ Kirchenlieder. Man mag sich fragen, warum sich ein Kirchenwesen von kaum 5000 Seelen überhaupt den Luxus eines eigenen Gesangbuchs gestattete.

In der Tat hat gerade die Biberacher Geistlichkeit im Verlauf des letzten reichsstädtischen Jahrhunderts immer wieder den Versuch gemacht, in der Stadt einfach das württembergische Gesangbuch einzuführen. Zu genau wußte man, daß die Knochenarbeit der Textauswahl den Pfarrern zufallen würde, und ein Mann wie Senior Hauff, selbst ein Altwürttemberger, sah nicht ein, warum man hier nicht Zeit und Kosten sparen sollte. Man konnte doch einfach das Württemberger Buch nehmen und mit einem Biberacher Titelblatt samt Biber und Reichswappen versehen – in einer Zeit ohne Copyright vielleicht eine durchaus vertretbare Lösung. Aber der Evangelische Magistrat war dagegen. Jede anständige neugläubige Reichsstadt hatte ihr eigenes Gesangbuch – warum sollte Biberach da zurückstehen? Kurt Schaal, der Biograf unserer Stadtpfarrkirche, beschreibt in einem ungedruckten Aufsatz sehr schön, wie man in Biberach seit 1713 alle zehn, zwanzig Jahre an die Erneuerung der ortseigenen Liedersammlung heranging.

Die erste Eigenleistung war noch schmal und auf Sonderzwecke ausgerichtet. Sie kostete auch nur fünf Kreuzer. Ein richtiges schönes Gesangbuch war dann das von 1743, besorgt durch Spitalprediger Gutermann, der sich dabei auf vierzehnmonatige Vorarbeiten stützte. Für 20 bis 26 Kreuzer hatte man nun etwas Gewichtiges auf der Hand, solide gedruckt bei der später so berühmten Tübinger Firma Cotta.

Die Neufassung von 1763 wurde weniger beifällig aufgenommen. Ein Nürnberger Buchdrucker, Caspar Wieder, der sich in Biberach niedergelassen hatte, übernahm die Herstellung, aber was er leistete, war technisch mangelhaft. Auch mit dem Titelkupfer – David, die Harfe spielend – war man nicht zufrieden. Den Auftrag dazu hatte Kanzleiverwalter Christoph Martin Wieland seinem jüngeren Bruder Thomas Adam verschafft.

Das Gesangbuch von 1802 war in seinem Streben nach Vollständigkeit das dickste von allen – es enthielt doppelt so viele Nummern wie das vorhergehende! Auch in der einfachsten Form kostete es mit 48 Kreuzer über einen halben Gulden – eine Ausgabe, die man sich auch damals nicht alle Tage leistete. Weil aber niemand in der Stadt ohne Gesangbuch sein sollte, reservierte der Evangelische Magistrat 800 Exemplare für die kostenlose Ausgabe an Schulkinder und Ortsarme, wobei übrigens auch Katholiken, die es wünschten, bedacht wurden. Damit die Übergabe an die Kinder auch recht feierlich vonstatten gehen konnte, wurde extra das evangelische Schützenfest verschoben. Während des Umzugs wurden gleich drei Lieder aus dem neuen Buch gesungen.

Als Verleger des Werks zeichnete der einheimische Buchbinder Nüblein (er ist auf dem berühmten Haberhäusle-Bild von J. B. Pflug abgebildet!). Den Druck des Anhangs (Gebete und Passionsgeschichte) besorgten die Gebrüder Knecht, Söhne des Musikdirektors, die im gleichen Jahr auch die erste Biberacher Zeitung, das „Wochenblatt“ starteten. Der eigentliche Liederteil scheint in Ulm bei Wagner hergestellt worden zu sein, der schon 1763 als Drucker im Gespräch gewesen war. Interessant ist das Ansteigen der Auflagen: Während man sich 1714 mit 666 Exemplaren begnügte, ging man 1802 gleich auf 4000 – das bedeutete, grob gerechnet, ein Gesangbuch pro Gemeindeglied!

Wie gesagt, wir würden bei den Melodien von 1802 immer noch ganz gut mithalten können, ja uns sogar richtig heimisch fühlen. Aber die 993 Liedertexte sind uns mittlerweile eine befremdend unbekannte Welt geworden. Mit der Auswahl von 1763, die sehr viele Nummern aus dem 16. und 17. Jahrhundert beibehalten hat, kämen wir viel besser zurecht. Und paradoxerweise würden wir uns noch einmal ein Jahrhundert früher, etwa bei der Einweihungsfeier der Heiliggeistkirche im Jahr 1662, erst recht zuhause gefühlt haben. Von den fünf Liedern, die zum damaligen Festprogramm gehörten, singen wir vier noch heute („Nun lob, mein Seel, den Herren“, „Allein Gott in der Höh sei Ehr“, „Komm, heiliger Geist, Herre Gott“ und „Gott, der Vater, wohn uns bei“). Aber diese Gesänge gehen in der Ausgabe von 1802 unter in einer Flut neuer Nummern. Selbst für die Zeitgenossen scheint das ein Problem gewesen zu sein. Von den 449 Texten des alten Buchs waren nur 130 übernommen, und auch diese bis zur Unkenntlichkeit verändert.

Einzig und allein Luthers „Ein feste Burg“ ist textgetreu, dafür aber mit zititmäßigen Anführungszeichen abgedruckt. Kein Wunder, daß Knecht allerhand Anregungen zu geben hatte, wie man die Gemeinde auf behutsame Weise in die Welt des neuen Liedguts einzuführen habe.

Wahrhaftig, die eingesetzte Deputation hat hier ganze Arbeit gemacht. Dies gilt durchaus nicht nur ironisch. Mit der „Sammlung des Besten“ (so der Auftrag) waren als Laien befaßt Spitalpfleger Egen und Kapellenpfleger von Bibern, auf geistlicher Seite Spitalprediger M. Johann Wilhelm Volz und Pfarrer Abdias Hocheisen. Nicht weniger als sechzehn zeitgenössische Liedersammlungen wurden durchgeackert. Die damals extra angeschafften auswärtigen Gesangbücher bilden im evangelischen Archiv heute noch einen stattlichen Bestand. Die Hauptquelle, das württembergische Gesangbuch, ist dabei noch gar nicht mitgerechnet. Übrigens entdeckte man bei der Überprüfung des Lindauer Buchs, daß man hier nicht anderes vor sich hatte als das alte von Biberach, welches die Reichsstadt im Bodensee offenbar einfach übernommen hatte!

Das fertige Werk sollte nach Meinung der Kommission „zwei auswärtigen Gottesgelehrten, von denen einer ein Dichter sein sollte“, zur Begutachtung



Frontispiz (der Titelseite gegenüberstehendes Bild) zum Gesangbuch von 1763. Kupferstich von Thomas Adam Wieland, dem jüngeren Bruder des Dichters.

Wieland-Archiv Biberach; Foto: Gallus

vorgelegt werden! Aber schon damals waren Gutachter abschreckend teuer, und so ergänzte der weise Magistrat das Arbeitsgremium einfach durch ein paar kompetente Biberacher, nämlich Bürgermeister Dr. Stecher, Senator von Zell, Pfarrer Johann Friedrich Brigel und Pfarrer Johann Jakob Mayer. Während sich letzterer vor allem der Aufgabe des Umdichtens unterzog, wie sie von dem silbenzählenden Knecht gefordert war, besorgte Volz die Gesamtedaktion. Die Vorrede fiel wieder Mayer zu, der ja auch sonst publizistisch hervortrat. Vielleicht ist es für das Fortleben des Biberacher Gesangbuchs nicht unerheblich, daß Volz und Mayer weit in die württembergische Zeit hineinwirken, beide sogar als Dekane.

Die fremde Welt dieses ganz auf seine Zeit zugeschnittenen Gesangbuchs offenbart sich uns so recht, wenn wir die Texte näher betrachten. Die Bearbeiter unterscheiden drei Gruppen. Nicht weniger als 500 Lieder sind den „vornehmsten Glaubenslehren“ gewidmet. Gar so theologisch geht es aber da nicht zu. Im „Lobpreis Gottes und seiner Natur“



„Neues Biberachisches Choralbuch, zum Vorsingen geeignet, verfertigt von Justin Heinrich Knecht, Musikdirektor und Organist“, handschriftliches Exemplar für den Vorsänger. 1802 geschrieben von Konrektor Johann Konrad Kraus und Kantor Joh. Georg Ludwig Adam Knecht.

Evangelisches Archiv; Foto: Gallus

stehen auch Tischlieder neben Betrachtungen zu den Jahreszeiten, darunter auch „Rund um mich her ist alles Freude“, das auffallenderweise dem Stichwort „Sommer“ und nicht „Beim Schützenfeste“ zugeordnet ist. Zu den Glaubenslehren gehört auch die Einsicht, daß „anhaltender Regen“ zu den Schickungen Gottes gehört. Die Festzeiten des Kirchenjahrs mit ihren theologischen Aussagen sind dem Lebenslauf Jesu subsumiert.

Ein besonders deutlicher Unterschied zu heute ergibt sich hier bei den Advents- und Weihnachtsliedern. Das moderne evangelische Kirchengesangbuch von 1953 enthält deren 42 bei einer Gesamtzahl von 599 Nummern; Biberach begnügte sich 1802 mit 27! Von diesen sind aber nur sieben heute noch bekannt, wobei „Lobt den Herrn, der Tag erscheint“ und „Wie können wir, Vater“ schon mitgezählt sind. Damals erklang weder „O du fröhliche“ noch „Herbei, o ihr Gläubigen“, nicht einmal Luthers „Vom Himmel hoch“. Wo wir zwischendurch Bekanntes finden, befremdet uns alsbald der Kontext. So heißt es etwa unter Nr. 181:

Lobt Gott, ihr Christen, freuet euch!
Er sendet seinen Sohn.

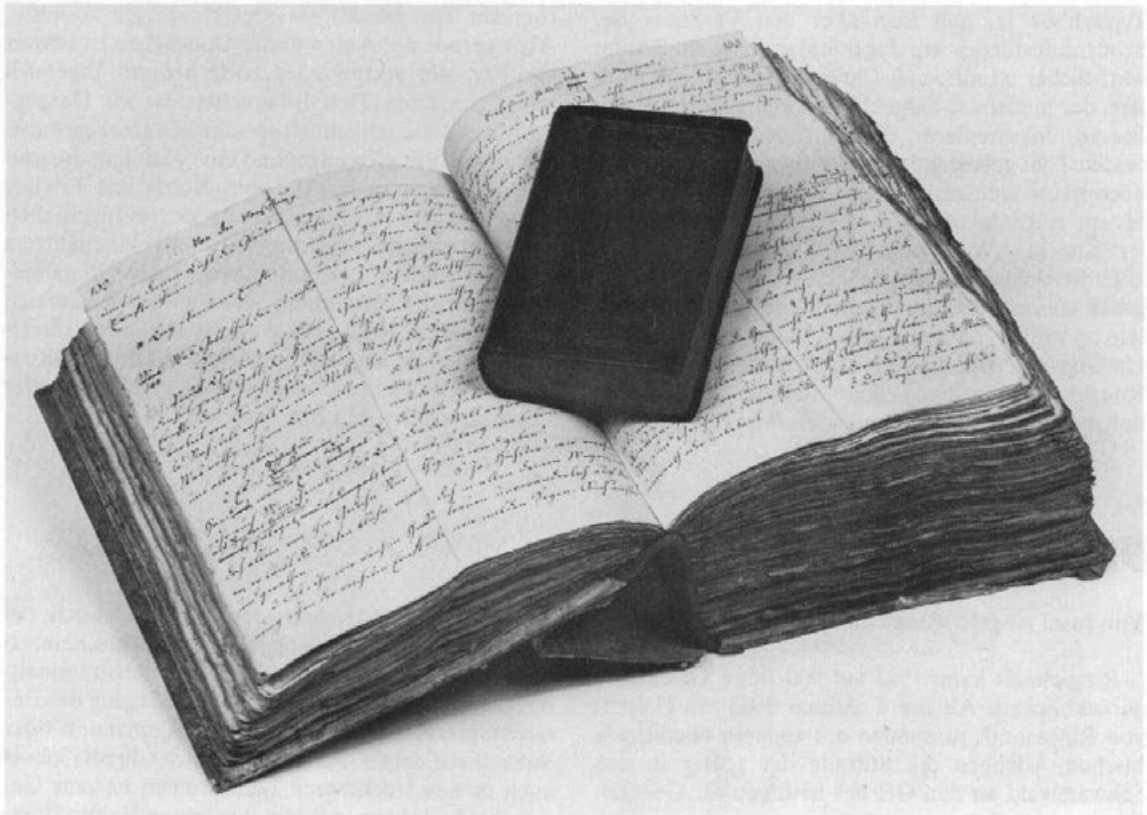
Er gründet fest sein Tugendreich,
verheißt der Tugend Lohn.

Kein Wunder, daß der so vielberufenen Tugend im zweiten Abschnitt „Über die christliche Sittenlehre“ allein 39 Nummern gewidmet sind! In diesem Teil gewinnt man den Eindruck, als hätten die Autoren dabei gar nicht an den gemeinschaftlichen Gemeindegesang, sondern mehr an individuelle Belehrung gedacht. Der Kirchgänger wird ständig gezwungen, im Imperativ zu singen.

„Vernunft und Schrift“ (Liedanfang!) erscheinen als überdeutlicher Maßstab für das rechte Verhalten in allen Lebenslagen. Die Biermetropole Biberach konnte vielleicht die drei Lieder „gegen Trunkenheit“ ganz gut gebrauchen. Sollte es bezeichnend sein, daß die Zahl der Lieder gegen „Wollust“ noch größer ist? Der Hauptnenner aller Ermahnungen heißt hier „Mäßigung“ – das nüchterne Rezept der Aufklärung:

So laß uns mäßig im Genusse
der Gaben deiner Güte sein
und nichts von deinem Überflusse,
o Gott, durch Schwelgerei entweihn;
denn Mäßigung und Nüchternheit,
das ist die beste Dankbarkeit.

Die Belehrungen sind robust und einfach. Auch der unbedarfteste Christ soll, so wollen es die Herausgeber, genau wissen, woran er ist. Und so werden auch die Obliegenheiten des Bürgers so einleuchtend dargestellt, daß selbst der absolute Fürst in Karlsruhe wirklich nichts gegen dieses neue Gesangbuch einwenden konnte. Unter „Gesellschaftliche Pflichten“ lesen wir „zum Schwörtage“:



Das Gesangbuch von 1802 im Vergleich zum druckfertigen Manuskript. Evangelisches Archiv; Foto: Gallus

Wer gehorcht, der tue's mit Lust.
 Er bleib' immer sich bewußt,
 daß nicht jeder herrschen kann.
 Sei ein guter Untertan!
 Der ist niedrig, der ist groß.
 Ungleich ist der Menschen Los.
 Schäm dich deines Standes nicht!
 Nötig ist doch jede Pflicht.

Einem emanzipatorischen Linken von heute dreht sich da das Herz im Leib um über so viele Manipulation; aber der Text entsprach nicht nur dem Geist der damaligen Fürstenhöfe, er paßte auch sehr wohl zu dem oligarchischen Charakter des Biberacher Stadtreiments.

Moderner klingt da schon ein Lied, das unsere ökologischen Probleme vorwegnimmt. (Überschrift: „Pflichtmäßiges Betragen gegen die Tiere, Pflanzen und Bäume“):

Wie kann des klügsten Menschen Sinn
 der Arten Anzahl wissen!
 Doch sinkt auch nur die kleinste hin,
 so wär das Band zerrissen,
 das in der weiten Gotteswelt
 die Wesen aneinander hält
 zu einem großen Ganzen.

Merkwürdig, wie hier der moderne Leser immer wieder an den oberschwäbischen Landsmann Michael Ritter von Jung erinnert wird, der als katholischer Priester die Andächtigen mit seinen heute wieder viel zitierten einschlägigen Grabliedern ergötzte! Die Ähnlichkeit geht bis ins Versmaß und in die Strophenformen, vom moralisierenden Zeigefinger ganz zu schweigen.

Im dritten Teil des Gesangbuches sind Lieder zu allen bis dahin noch nicht angesprochenen Anlässen gesammelt. Es sind immerhin noch 150 Nummern, „für Jünglinge“ so gut wie für Kurgäste, die den Sauerbrunnen nehmen, für „Gelehrte“ wie für „christliche Arbeiter“, für den schrecklichen „Tag der öffentlichen Schulprüfung“ so gut wie fürs Schützenfest („Heiter ist die Jugendzeit“).

So stellt das Biberacher Gesangbuch von 1802 ein imponierendes Compendium christlicher Selbstdeutung im rationalistischen Zeitalter dar. Es zieht eher die Bilanz seiner Gegenwart, als daß es inhaltlich und stilistisch auf die Zukunft vorausweisen würde. Mit dem Heraufziehen der Romantik blieb ihm auch jede weitere Fernwirkung versagt. Versunken und vergessen sind die Dichter jener tausend Lieder, zumal die Editoren dazu keinerlei Angaben machen.

Typisch ist ja, daß man über den Verfasser des Schützenfestliedes ein Jahrhundert lang im Irrtum war! Sicher ist nur, daß Christian Fürchtegott Gellert, der pietistisch-aufgeklärte Kirchenliederdichter des 18. Jahrhunderts, die meisten und wohl auch besten Titel geliefert hat, von denen sechs immerhin noch heute zum etablierten Liedgut der Kirche gehören, eines davon sogar in der Kombination Gellert-Knecht („Wie groß ist des Allmächtigen Güte“).

Es ist wohl ein vergebliches Unterfangen, für das ganze Gesangbuch durchgehend die Autoren ermitteln zu wollen. Es bleibt völlig ungewiß, in welchem Umfang die Deputation mitgedichtet hat, zumal Knecht, wenn er eine schöne Melodie hatte, zu der ihm noch die Worte fehlten, einfach den entspre-

chenden Text bei Mayer oder Hocheisen bestellte. Aber gerade der Anteil dieser Geistlichen ist schwer greifbar; die Akten oder auch Mayers Tagebuch schweigen dazu. Den Biberachern ist ihr Gesangbuch von 1802 schließlich so sehr ans Herz gewachsen und es war so weitgehend eine nationale Institution, daß man sich 1833 vom König das Privileg erbat, aus dem Geltungsbereich des evangelischen württembergischen Gesangbuchs ausgeklammert zu bleiben. Wilhelm I. konnte das Ansuchen genehmigen, ohne daß er Gefahr lief, für sein Königreich einen Präzedenzfall zu schaffen. Als evangelische Insel mitten im katholischen Oberland durfte Biberach sein Gesangbuch behalten, bis es endgültig der Entwicklung der Zeit zum Opfer fiel.

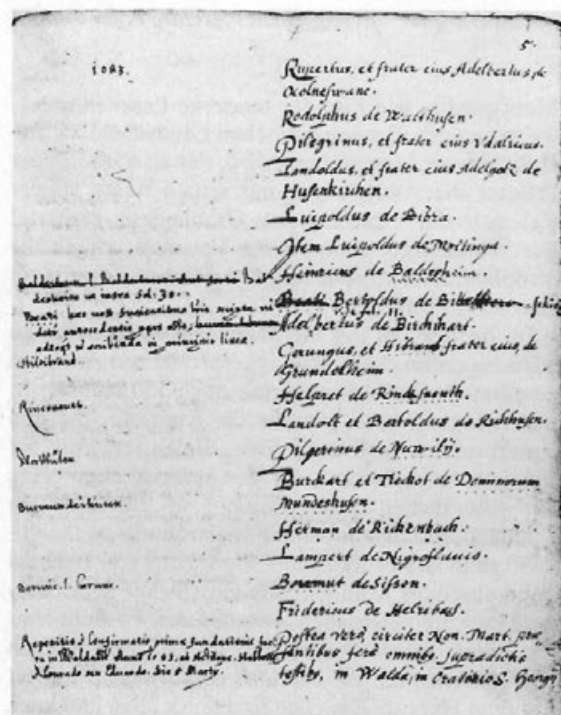
900 Jahre Ringschnait

Von Josef Angele, Ringschnait

Ringschnait kann 1983 auf 900 Jahre Geschichte zurückblicken. Als am 4. Januar 1083 ein Helpret von Rinscneuth zusammen mit anderen oberschwäbischen Adeligen die Stiftung des später in den Schwarzwald an den Ort des heutigen St. Georgen

verlegten Benediktinerklosters in Heratskirch bei Königseggwald bezeugte, lebten wahrscheinlich schon vor ihm in Ringschnait 10 Generationen. Nach der allgemein anerkannten Auslegung des Besiedlungsvorgangs gründeten die Alemannen oder Sueben seit dem 5. Jahrhundert nach Christi Geburt auch in den fruchtbaren Landstrichen unserer Gegend im Laupheimer Raum ihre ersten Heimstätten. Daraus entwickelten sie die sogenannten -ingen-Orte wie Wiblingen, Sulmingen oder Baltringen. Vermutlich gründete der Familienverband des Sulmo Sulmingen und ein Wibilo Wiblingen. In den folgenden Jahrhunderten führte die Zunahme der Bevölkerung zu einer Verdichtung des Siedlungsraumes. Dabei wurde auch talgassenaufwärts neues Land erschlossen. Es entstanden die Orte mit den Endsilben -stetten, -hausen, -dorf, -schnait und -buch. In unserer Gegend sind es Reinstetten, Ochsenhausen, Ummendorf, Ringschnait und Mittelbuch. Man nimmt allgemein an, daß sich die Ortschaften aus einem ursprünglichen Fronhof bzw. Fronhofverband durch Ausweisung weiterer Lehenshöfe und Selden entwickelten. So konnte im Verlauf der Forschungen, die ihren Niederschlag in dem von Ortsvorsteher Josef Angele in jahrelanger Arbeit verfaßten Heimatbuch gefunden haben, der ursprüngliche Standort des hiesigen Fronhofs, welcher vielleicht um 700 n. Chr. von Baltringen aus für einen weichenden Erben gegründet wurde, an Hand der bis ins 15. Jahrhundert zurückreichenden Güterbücher des Klosters Ochsenhausen im Bereich der Adlerwirtschaft lokalisiert werden.

Bemerkenswert ist die bereits im 11. Jahrhundert festzustellende Entwicklung des Adels und der geistlichen Herrschaften. Die zum Teil komplizierten Vorgänge, welche schließlich im Jahre 1083 zur Klo-



Die Zeugenliste vom 4. Januar 1083 aus der „Notitia foundationis“ des Klosters St. Georgen.

Foto: Generallandesarchiv Karlsruhe